

wollte ihn Soldat werden lassen, und dann mußte der Joseph, der das nicht mochte, Lehrling der Steinmezzunft werden. Später ist er Betriebsleiter in einer Spinnerei und erfand eine Straßenreinigungsmaschine — „ein bißl narrisch“ scheint er zu sein, mit seinen langen straffen Haaren und seinem hageren spanischen Gesicht. Für den Sommer 1853 hat er eine Menge Pläne, der Joseph: er soll zwei Neubauten leiten und will einen Kurs über Wasserbau hören.

Da muß Johann dringend für kurze Zeit wegfahren und bittet — anfangs halb scherzhaft — Joseph, er möge ihn vertreten. Vertreten? Joseph, der so selten lacht, verzieht das bleiche Gesicht: er könne doch nicht einmal Geige spielen, und ein Dirigent ohne Geige, nur „mit'n Staberl“ — das lieben die Wiener nicht. Auch habe er keinerlei theoretische Kenntnisse, habe nur so ein wenig sich im Komponieren versucht, wenn er Muße dazu fand. Aber der Bruder und auch die Mutter reden dem sich Sträubenden so lange zu — bis er, der Wasserbauingenieur, wirklich für den verhinderten Johann im „grünen Zeisig“, einem beliebten Lokal, auftritt. Das Publikum ist über den totenblaffen neuen Strauß an-

fangs entsetzt, zumal er wirklich nur mit dem „Staberl“ auftritt — bald aber beginnt seine Faszination zu wirken, und als er kurz darauf bei seinem zweiten Erscheinen, am 23. Juli 1853, seine erste Komposition, einen Walzer mit dem bescheidenen Titel: „Die ersten und die letzten“, dirigiert, jubelt man dem „interessanten“ und „romantischen“ Joseph schon zu. Und als Johann zurückkehrt und die Walzer ansieht, sagt er bedeutsam: „Du bist an echter Strauß“! Joseph läßt den Ingenieur Ingenieur sein, läßt alle anderen Pläne fallen — und wird der dritte große Strauß. Dieser düstere und kranke Mann komponiert in den wenigen Jahren seines Lebens (er stirbt schon mit dreißig) über 250 Werke, darunter viele geniale Walzer, die man immer wieder für solche des Bruders oder des alten Strauß hält, etwa „Dorfschwalben“ oder den „Delirienwalzer“. Moll war die Stimmung seines Lebens und seiner Musik — so wie Johanns Lebenskraft sich meist in Durtönen ausdrückte. Dennoch hat uns Joseph, der finstere, traurige Pessimist, einen der strahlendsten Walzer der Welt hinterlassen, dem er voller Selbstverleugnung den Titel gab: „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust“!

Wagner erträumt Rheingold

Be merkwürdige Einblicke in das intuitive Schaffen des Genies gibt das Selbstbekenntnis eines unserer Größten: Richard Wagners. Auf seiner italienischen Reise im Jahre 1853 befand er sich in Spezia in einem durch Fieber, Seekrankheit und Schlaflosigkeit völlig erschöpften Zustand. Sein Hotel gewährte ihm nicht die nötige Erholung, weil es mitten im Lärm der Straßen lag. Er streifte daher trotz seines Zustandes in der Hoffnung auf Ruhe in der Umgegend umher und wurde durch das hügelige Gelände nur noch matter und elender. „Am Nachmittag heimkehrend, streckte ich mich todmüde auf ein hartes Ruhebett aus, um die langersehnte Stunde des Schlafes zu erwarten. Sie erschien nicht. Dafür versank ich in eine Art von somnambulen Zustand, in welchem ich plötzlich die Empfindung, als ob ich in ein stark fließendes Wasser versänke, erhielt. Das

Rauschen desselben stellte sich mir bald im musikalischen Klang des Es-dur-Akkordes dar, welcher unaufhaltsam in figurierter Brechung dahinvogte. Diese Brechungen zeigten sich als melodische Figurationen von zunehmender Bewegung, nie aber veränderte sich der reine Dreiklang von Es-dur, welcher durch seine Andauer dem Elemente, darin ich versank, eine unendliche Bedeutung geben zu wollen schien. Mit der Empfindung, als ob die Wogen jetzt hoch über mich dahinbrausten, erwachte ich in jähem Schreck aus meinem Halbschlaf. Sogleich erkannte ich, daß das Orchesterpiel zum „Rheingold“, wie ich es in mir herumtrug, doch aber nicht genau hatte finden können, mir aufgegangen war. Und schnell begriff ich auch, welche Verwandnis es durchaus mit mir habe: Nicht von außen, sondern nur von innen sollte der Lebensstrom mir zufließen.“

Verschieden Wort, verschieden Ding

Von Bismarck wird folgende Anekdote erzählt: Ein unfähiger Gesandter kam von einer mißglückten Mission zurück und entschuldigte sein Versagen mit der Schwierigkeit der Sprache. Die deutsche Sprache sei so schwer; immer bedeuteten zwei Wörter das gleiche, speisen und essen, springen und hüpfen, schlagen und hauen, senden und schicken.

Bismarck hörte sich die Klagen des Gesandten ruhig an und erwiderte: „Das stimmt nicht, Herr Kollege. Eine Volksmenge kann man speisen, aber nicht essen. Eine Tasse springt, aber sie hüpfet nicht. Die Uhr kann schlagen, aber nicht hauen. Und Sie sind ein Gesandter, aber kein — geschickter.“

Diese Anekdote erledigt in heiterer Weise die Sage von den sogenannten „Synonymen“. Als Synonyme galten lange Jahrhunderte hindurch die Wörter, die das „Gleiche“ aus-

drücken sollten. Man hat, diese „gleichen“ Wörter zu sammeln, ganze „Synonymenlexika“ geschaffen, schön alphabetisch geordnet. Sie waren nicht einmal ganz nutzlos, weil sie zur Sammlung und Kenntnis der Sprache beitrugen. Es war eine wissenschaftliche Einbildung, daß es in einer Sprache auch nur zwei Wörter gebe, die das „gleiche“ bedeuteten, also wirklich „synonym“ wären. Die moderne Sprachwissenschaft hat einen neuen Begriff für die Synonyme geschaffen. Das Wort ist geblieben, aber sein Inhalt ist anders geworden. Synonyme sind, nach den neuesten Erkenntnissen der Sprachwissenschaft, bedeutungsnah, nicht bedeutungsgleiche Wörter. Man hat eingesehen, daß es gradezu zum Wesen der Synonyme gehört, nicht synonym zu sein.

Mit jedem Satz, den man spricht, trifft man eine „Synonymenauswahl“. Diese Auswahl gibt dem Satz